Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 24

Artikel: Locken von Charlotte
Autor: Blum, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575345

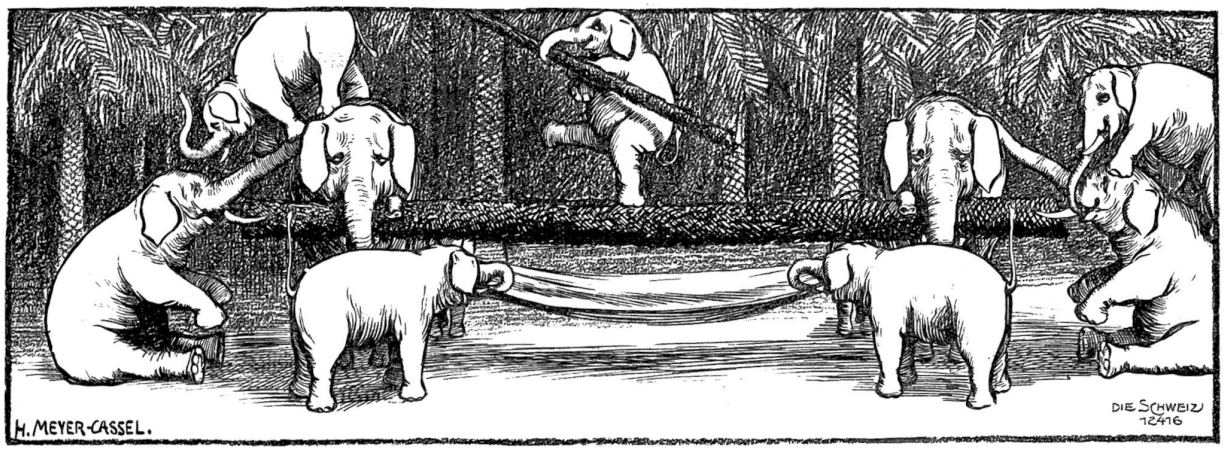
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Idyll im Palmenhain. Originalzeichnung von Hans Meyer-Cassel, Zürich.

Locken von Charlotte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine seltsame, wahre Geschichte aus Tongking.

Von **Hans Blum**, Rheinfelden.

In Hanoi, der Hauptstadt der französischen Kolonie Tongking, schauen aus einem offenen Fenster im ersten Stockwerke des Hauses, das der französische General bewohnt, zwei frische Kindergesichter auf die Straße hinab.

Für erwachsene Fremde gäbe es in dieser Straße viel recht merkwürdiges zu sehen, namentlich im Vergleich zu andern Städten mit vorwiegend chinesischer oder anamitischer Bevölkerung. Denn unsere Straße ist — wie die andern der Stadt Hanoi — volle zwanzig Meter breit und in der Mitte mit schwarzen Marmorplatten belegt. Nette, üppig grünende, baumreiche öffentliche Anlagen und Promenaden schließen sich daran, die wie unsere Straße und die ganze Stadt terrassenförmig ansteigen. Die Häuser sind zwar ganz in chinesischem Stil, aber doch aus Ziegeln oder Steinen erbaut, und keines von ihnen verrät, daß diese Stadt schon vor länger als elfhundert Jahren, im Jahre 767 nach Christus, von den Chinesen gegründet wurde. Damals lag sie dem Meer ganz nahe, aber der Stromlauf des Songka oder „Roten Flusses", an dessen linken Ufer Hanoi liegt, hat in diesen über elfhundert Jahren soviel Geschiebe in das Meer geschwemmt, daß die Stadt jetzt nicht weniger als 175 Kilometer von der Mündung des Songka in den Meerbusen von Tongking entfernt liegt, und selbst der Seehafen der Stadt, Haiphong, noch volle 93 Kilometer weiter stromabwärts von Hanoi zu suchen ist. Immerhin gewahren wir im Hafen von Hanoi eine Fülle stattlicher Schiffe, und zwar vorwiegend europäische, bis zu fast zwei Metern Tiefgang, die den bedeutenden Handel der Stadt unmittelbar bis zum Meere vermitteln. Nur Kriegsschiffe und Ozeandampfer können nicht bis Hanoi, sondern nur bis Haiphong stromaufwärts fahren. Flachere Boote und Kähne führen die wertvollen Erzeugnisse der Industrie und die mannigfaltigsten Handelsartikel Hanois von hier weiter stromaufwärts bis Laokai an der Grenze gegen China. Endlich ist für die Hauptstadt einer französischen Kolonie ganz selbstverständlich, daß das Haus des Generals, aus dem die beiden Kinder schauen, und das unweit davon gelegene Gebäude, in dem der französische Oberresident der Kolonie seinen Amtssitz hat, als die anmutigsten und palastähnlichsten der ganzen Stadt sich darstellen.

Doch weder die Behaglichkeit und Schönheit der eigenen Wohnung, noch alles Uebrige, was ihre Augen von der Straße und von der Stadt erblicken können, scheint diesen beiden Kindern Vergnügen zu bereiten oder auch nur ihre Aufmerksamkeit und Neugierde anzuregen. Nicht die breite Straße, die Marmorplatten, die Anlagen, die höheren Terrassen entfernterer Stadtteile, nicht der breite Strom mit seinen vielgestaltigen, buntbewimpelten Schiffchen, ja nicht einmal das malerische Gewimmel von Chinesen, Anamiten und Angehörigen fast aller europäischen Nationen. Auch nicht die Mannigfaltigkeit der Beschaffenheit und Bespannung der Fuhrwerke und Lastwagen, unter deren Zugtieren das fremdartige Zeburind vorwiegt. Offenbar haben beide Kinder alles das seit geraumer Zeit schon tagtäglich gesehen. Freilich brennt aber auch gerade zu dieser Stunde die tropische Sonne, die in der weiteren Umgebung der guten Stadt Hanoi Elephanten, Tigern, Büffeln, Krokodilen u. s. w. ein ebenso behagliches Dasein bescherte wie in der ganzen Kolonie allen Pflanzen, Bäumen und Früchten der Tropen, mit unbarmherziger Glut vom dunkelblauen Himmel hernieder.

„Es ist wirklich langweilig hier, Mimi," seufzt endlich der grübelnde kleine Marcel der ältern Schwester zu, indem er sie anstößt, da sie ihm eingeschlafen zu sein scheint, und in diesen mißmutigen Worten faßt er das Gesamtergebnis seiner Straßenumschau knapp zusammen.

„Ja, in Paris war es freilich lustiger, Marcel," versetzt die Schwester, müde gähnend. „Aber du weißt ja, daß der Papa mit Mama und uns hierher fahren mußte, um unsere Truppen hier zu führen. Es ist eine große Ehre für ihn und uns."

„Ich wäre viel lieber in Paris, als mit deiner schönen, großen Ehre hier, Mimi!" ruft ärgerlich der kleine, von den Pariser Boulevards verbannte Hauptstädter Tongkings. „Was ist überhaupt Ehre? Kannst du Gummibälle daraus machen? Nein, nicht wahr? — nicht einmal Seifenblasen! Für alles Widerwärtige, das uns zugemutet wird, nimmt man die Ehre zum Vorwand. Selbst wenn ich Ricinus-Oel schlucken soll, packen sie mich beim Ehrenpunkt und würgen mich mit einem ‚Schäme dich, Marcel, so feige zu sein!' das abscheuliche Zeug hinunter. Und warum ist Papa nun schon wochenlang weit fort mit seinen Soldaten und kommt immer nicht wieder? du wirst es gleich hören, Mimi."

Dabei reißt der kleine Pessimist die Verbindungsthüre zum Boudoir der Frau Mama auf und ruft dieselbe Frage laut hinein.

„Aber Marcel, du weist es doch selbst ganz gut," schallt es verweisend zurück. „Hundertmal muß ich dir dieselbe Antwort geben. Dein Papa muß die Räuber und Seeräuber, die unter ihren ‚Schwarzen Flaggen' Frieden, Sicherheit und Ordnung in unserer Kolonie stören, vernichten, indem er unsere Soldaten gegen diese Banden führt."

„Ach, Mama, wozu das, wir haben ja hier in Hanoi noch nie etwas von ‚Schwarzen Flaggen' gesehen, und warum muß gerade Papa diese Strolche durchdreschen?"

„Ei Marcel, weil er der General ist, weil die Ehre Frankreichs von ihm zu wahren ist! Enfant terrible fin de siècle!"

„Da hörst Du's, Mimi," ruft das enfant terrible, lachend zur Schwester zurückkehrend. Die Ehre Frankreichs zwingt den Papa zu diesem schmutzigen Geschäft und hält ihn fern von uns, und die Ehre Marcels sitzt in Ricinus-Oel!"

„Fidonc, Marcel!" schallt es da verweisend als Antwort zurück; leise aus dem Munde der Schwester, indem ihr Händchen zugleich warnend nach dem Sitze des Strafgerichts, der Stube der Mutter, deutet. Sehr laut dagegen dringen dieselben Worte der Empörung und des Eckels jetzt auch schon aus dem Boudoir der Frau Mama, und zwar mit dem sehr bedrohlich klingenden Beisatz: „Ich werde dir gleich zeigen, wie ein Bube gestraft werden muß, der kein Ehrgefühl hat!"

Dabei rauscht es auch schon verdächtig im Nebenzimmer, und niemand vermag zu sagen, wie dieser häusliche Zwiespalt in einer der allerbesten Familien Tonkings sich gelöst, namentlich ob Marcel so rasch, — wie er unter diesen Umständen für seinen Ehrenpunkt hielt, — die Thür seines Lern- und Studierzimmers, die Treppe und Straße gewonnen hätte, — wenn nicht eben in diesem höchst kritischen Augenblick ein ganz seltsamer Zwischenfall eingetreten, ein deus ex machina erschienen wäre, der alle Glieder der französischen Generalsfamilie sofort auf durchaus andere Gedanken brachte.

In diesem Augenblicke rief nämlich Mimi, die ihr Köpfchen wieder zum Fenster nach der Straße hinausgestreckt hatte, um den Bruder durch dieses löbliche Beispiel wieder an ihre Seite und von seinen „dummen Gedanken" hinweg zu ziehen, in freudiger Erregung: O Marcel, o Mama, die Estafette Papas sprengt eben die Straße herab, gegen uns her! Kommt rasch, schaut selbst!"

Eine Sekunde lang schwankte Marcel noch, ob er seinen Eilmarsch zur Thüre und Treppe fortsetzen oder an die Seite der Schwester fliegen solle. Dann that er aber das letztere, in der bestimmten Zuversicht, daß Mama durch Mimis unerwartete freudige Entdeckung zunächst ebenso fest an das nächste Straßenfenster ihres Boudoirs gebannt sein werde, wie die Geschwister an dasjenige des Kinderzimmers. Durch die offene Verbindungsthür gewahrte Marcel auch, wie Mama schon in fliegender Eile auf ihr nächstes Fenster zustürzte, obwohl sie dabei Mimi zurief: „Kind, du mußt irren, denn die Estafette von Papa kommt ja immer erst am Ende des Monats — oder es müßte etwas Außerordentliches geschehen sein — hoffentlich nichts Schlimmes.

Daß die Frau Mama bis zu Mimis plötzlichem Rufe ihrerseits „nichts Schlimmes" im Schilde geführt habe, vermochte Marcel keineswegs ihr nachzurühmen, denn in ihrer Rechten gewahrte der Haussohn das ihm verhaßteste Gewächs der Tropen, einen Bambusstab, der durch die Seltenheit seines Gebrauches nichts an Widerwärtigkeit und Niedertracht für den Fall seiner Verwendung einbüßte. Marcel beschloß daher, auch wenn die erfreuliche Meldung der Schwester sich bestätigte, dem nahen Bambusrohr gegenüber sich auf ein sehr behutsames Qui vive einzurichten.

Die Ausführung dieses weisen Beschlusses hatte freilich ihre bedeutenden Schwierigkeiten. Denn die Vorgänge der Straße nahmen jetzt zunächst alle Sinne Marcels in Anspruch. Obwohl nämlich seit dem Rufe Mimis nur erst wenige Sekunden verstrichen waren, so hatte sich der von ihr bereits in weiter Ferne entdeckte Meldereiter doch inzwischen schon soweit genähert, daß nicht nur die Uniform und die Botentasche ihn zweifellos als Depeschenreiter des fernen Generals zu erkennen gaben, sondern die Glieder der Generalsfamilie auch an den Gesichtszügen des Reiters. „Papas" sichersten und vertrautesten Boten erkannten. Ja, der Reiter wäre an der Friedensbehausung seines Generals vielleicht schon wieder vorüber gewesen und hätte das „Palais" des Oberresidenten der Kolonie schon erreicht gehabt, wenn nicht eben jetzt ein ebenso breiter als langer Zug von Zeburindern ihm die Straße gesperrt hätte, und sie trotz seines Wetterns und Fluchens nicht frei gab.

In diesem Augenblick rief Mama, und zwar ohne den einstweilen beurlaubten Bambusstab noch in der Rechten zu schwingen: „Lieber Marcel, laufe doch gleich einmal zum nahen Hause des Oberresidenten und frage den Boten, ob er nicht einen Brief von Papa für mich hat?"

„Sofort, Mama, sofort!" rief Marcel freudig und pfeilschnell rannte er dem „Palais" des Residenten zu, um hier anzukommen, ehe die Estafette sich vom Roß geschwungen hätte und zur Meldung beim Residenten verschwunden wäre. Auch gerade im richtigen Augenblick kam er dort an, eben als der Depeschenreiter heranrasselte und dann aus dem Sattel sprang.

„Eh, Barbet, seid Ihrs?" redete ihn Marcel mit jener herablassenden Vertraulichkeit an, durch die Napoleon seine alten Grenadiere entzückte, wenn er sie einzeln bei Namen zu nennen beliebte.

„Zu Befehl, mein Generalssohn, ich bin so frei, Barbet zu sein", versetzte dieser, indem er den Knaben mit komischer Feierlichkeit salutierte, während die Wachtposten des Staatsgebäudes lachten. Der Kleine aber fuhr ernsthaft fort:

„Schön, daß Ihr da seid, Barbet. Ihr werdet von meinem Papa einen Brief bei Euch haben? Mama schickt mich hieher, um ihr den Brief sogleich zu bringen."

„Das trifft sich in der That sehr günstig, junger Herr. Denn ich habe heute weniger Zeit zum Verweilen als je. Ich muß sofort wieder abreiten, sowie ich meine Weisungen und Befehle beim Herr Oberresidenten abgeholt habe. Inzwischen könnte die Frau Generalin alles bereit machen, was ich meinem General mitbringen soll. Bitten Sie sie darum, damit ich ja nicht aufgehalten werde. Hier ist der Brief des Herrn Generals — halt junger Herr, rennen Sie doch noch nicht fort — und hier der Schlüssel."

„Der Schlüssel — wozu?" fragte Marcel, auch diesen in Empfang nehmend.

„Ich weiß nicht, das steht im Brief, sagte mein General. Also bitten Sie Frau Mama, sich recht zu eilen. In einer halben Stunde komme ich in ihr Palais hinüber und muß dann Alles fertig finden, um sogleich wieder zurückreiten zu können. Adieu!"

„Adieu!" Marcel sprengte von dannen, übergab schweißtriefend der Mutter Brief und Schlüssel und schilderte ihr, noch ehe sie den Brief öffnen konnte, in eindringlich-beredten Worten die Eile Barbets, in längstens einer halben Stunde wieder abzureiten.

„Warum ist denn der Mann heute so eilig, Marcel?"

„Er sagte: ‚die Ehre Frankreichs hänge daran'" versetzte der kleine Schalk, mit einem lustigen Blinzeln nach der Schwester.

„Gut, ich werde ihn nicht aufhalten. Aber nun sofort zu Papas Brief!"

Sie ließ sich in einen Sessel nieder, riß den Brief auf und las ihn laut vor den sie dicht umdrängenden Kindern.

„Ihr Teuren!"

„Wir haben den Feind furchtbar geschlagen und werden ihn im Laufe dieser Woche mit Gottes Hülfe ganz vernichten. Freilich ist es noch eine ernste Arbeit, bei der jeder von uns sein Leben einsetzt. Aber der Sieg ist auch der Opfer wert. Ruhe, Frieden und Ordnung herrschen dann hoffentlich für immer, jedenfalls für lange Zeit in diesem schönen Lande.

„Ich hoffe, an der Spitze meiner Tapfern bald wieder in Hanoi einzuziehen und bei euch zu sein. Aber äußerlich werden wir beim Einzug keineswegs den Eindruck von Triumphatoren machen. Wir sind alle schändlich abgerissen und verschmutzt in den Stachelbüschen der Wälder und in den Sümpfen, welche die Schlupfwinkel dieser blut- und raubgierigen Gaunerbanden bilden.

„Oeffne mit dem beifolgenden Schlüssel das Mittelfach meines Geheimsekretärs, liebe Frau, und enthebe dort das zu unterst liegende, versiegelte Paket, das der Bote mir unbedingt mitbringen muß. Auch den Schlüssel. Zu einem Antwortbrief wirst du diesmal keine Zeit finden, Teure, und die Kinder noch weniger, da Barbet diesmal eiligst zurückkehren muß. Wenn du ihm sagen kannst, daß Ihr alle wohl seid, so machst du mich glücklich und stark für alles, was uns hier noch beschieden sein mag. Ich umarme Euch herzlich als Euer treuer Gatte und Vater."

„Soll ich dir nicht helfen suchen, Mama?" fragte Marcel die nach Papas Schreibzimmer enteilende Mutter, da ‚der Geheimsekretär' Papas stets eine bedeutende Anziehungskraft für ihn hatte.

„Nein, ich verzichte, mein Junge," rief die Mutter lachend zurück. „Bleibt hübsch hier und paßt auf, ob Barbet etwa kommt, ehe ich zurück bin. Sollte es geschehen, so meldet mir es gleich."

Die Kinder treten wieder an das Fenster, und die Mutter öffnete eilig das Mittelfach des Geheimsekretärs des fernen Gatten. Sie brauchte nach dem Paket, das der Gatte wünschte, nicht lange zu suchen, denn alles war hier in mustergültiger Ordnung gesichtet, verschnürt, versiegelt und sogar mit Auf-

schriften versehen, die den Inhalt verrieten. „Karten von Frankreich, von China, von Algier und Tunesien, Mexiko“ u. s. w. „Amtliche Papiere meiner Carrière,“ „Amtliche Depeschen und Berichte aus Algier und Tunesien, Mexiko, dem Krieg von 1870/71“ u. s. w. waren die oberen Pakete von der Hand des Generals beschrieben, die von der hastigen Hand der Gattin jetzt bei Seite und in die Höhe gerückt wurden, bis sie das unterste Paket erreichte, ergriff und hervorzog.

Die nach oben liegende Seite desselben zeigte merkwürdiger-Weise keine Aufschrift. Als sie es aber umdrehte, entdeckte sie wohl eine Aufschrift, glaubte aber anfangs Hieroglyphen vor sich zu haben. Jedenfalls erforderte die Enträtselung dieser Buchstaben längere Zeit. Sie verschloß daher zunächst das Mittelfach wieder und hielt sich dann die seltsamen Schnörkel der Aufschrift an der lichtesten Stelle des Zimmers vor Augen. Die Buchstaben waren zweifellos von der Hand ihres Mannes gebildet, aber in seltsamer Weise verwischt und der Wortsinn dadurch undeutlich geworden. Wahrscheinlich war er über die noch nasse Schrift eilig mit einem Papierbogen hinweggefahren, den er für Löschpapier hielt, wobei er sich aber in der Hast vergriffen, statt des Löschpapiers geleimtes Papier erwischt und so einen großen Teil der Buchstaben verschmiert hatte. Nur folgende Buchstaben und Wortteile waren ganz unversehrt geblieben:

„Bou . . . s de C . . . lotte.“

Aber wie sollte man die verschwommenen Zwischenbuchstaben deuten, um den richtigen Sinn der drei Worte und damit den Inhalt zu enträtseln? Es war nicht einmal sicher, ob im ersten und dritten Worte je drei Buchstaben, oder mehr oder weniger als drei, zu entziffern waren, so arg waren diese in einander und nach oben hin verwischt.

„Ah bah, was gehts mich schließlich an?“ überlegte die Generalin, „mein Mann verwahrt ja in seinem Geheimsekretär nur amtliche und dienstliche Papiere von politischer, militärischer und persönlicher Wichtigkeit und Karten. Die Hauptsache ist, daß das Paket noch tadellos verschnürt und versiegelt ist“

Dabei prüfte sie die dreifarbigen Schnuren und die Petschaftssiegelabdrücke des Gatten auch auf den flachen Höhen- oder Seitenkanten des Paketes. Hier aber entdeckte sie doch etwas ganz neues, nämlich eine flüchtig hingeworfene Bleistiftnotiz des Generals, die lautete: „Köstliches Geschenk, das mir gerade als ich von Paris nach Tongking abreisen mußte, gesandt wurde.“

„Also keine amtlichen Papiere, wie ich annahm,“ murmelte die Generalin bei dieser Entdeckung verwundert. „Aber was soll nur sonst drin sein? Ein ‚köstliches Geschenk‘?“ „Ah, wahrscheinlich Karten, die Karten von Tongking!“ rief sie dann, als ihre schmalen Finger bei einem Druck auf die obere und untere Fläche des Paketes überall auf gleichmäßig harte Pappe stießen.

Doch auch diese scharfsinnige und beruhigende Vermutung wurde plötzlich vollständig über den Haufen geworfen durch eine neue Entdeckung, die bei Besichtigung der letzten, bisher unbeachteten Höhenkante gemacht wurde. Hier befand sich nämlich der Bruchteil einer Visitenkarte aufgeklebt, die ursprünglich ungewöhnlich lang gewesen sein mußte, wie man an den noch vorhandenen Klebspuren des abgerissenen größeren Teils der Karte erkannte. Auch mußte sie so schmal gewesen sein, daß sie auf der sehr geringen Höhe der Seitenfläche des Packetes Platz fand. Von der ganzen Karte war nur ein einziger Name zurückgeblieben, nur ein Vorname obendrein — aber dieser genügte, die Generalin sofort in ungeheure Aufregung zu versetzen. Er lautete:

„Charlotte“ — — —

„Es ist entsetzlich — das hätte ich nicht für möglich gehalten!“ rief sie in einem jähen Ausbruch von flammender Leidenschaft verzweifelnd. „Mein Henry war doch sonst, selbst als ganz junger Mann, soviel solider als seine Kameraden und als die übrige elegante Lebewelt von Paris. Niemals vermochten seine besten Neider und meine intimsten Feindinnen auch nur von einem einstigen Verhältnis etwas zu zischeln, in das er sich eingelassen hätte. Und als ich vor etwa zehn Jahren einmal, während er schwer krank darniederlag, auf seinen Wunsch seine Privatbriefe ordnete, und auf ein halbes Dutzend stieß, die mit „Charlotte“ unterzeichnet waren, da sagte er mir treuherzig, das sei seine Jugendliebe gewesen, nachdem er eben von der Kriegsschule von St. Cyr abgegangen sei. Die Dame sei längst glücklich verheiratet, und aus dem weitern Briefwechsel mit ihr und ihrem Gatten könne ich erkennen, daß jetzt nur achtungsvolle, aufrichtige Freundschaft unter ihnen bestehe.

„O, wie nichtswürdig hat die falsche gleißende Schlange ihren armen Mann und auch mich getäuscht! Wie treulos hat mein Henry mich betrogen und verraten! Offenbar stand er mit ‚seiner Charlotte‘ die ganze Zeit, bis er Paris mit Tongking vertauschen mußte, in steter zärtlicher geheimer Verbindung. Ja, noch im Augenblick unserer Abreise von Paris wagt ‚Charlotte‘ ihm mit ihrer auf diesem schändlichen Packet aufgeklebten Visitenkarte ein ‚köstliches Geschenk‘ zu übersenden, das der Treulose in seinen eigenen Schriftzügen so zu zeichnen sich erdreistet! Zudem erhebt auch die ungewöhnliche Länge der hier ehemals aufgeklebten Visitenkarte den scheußlichen Verdacht zur unumstößlichen Gewißheit. Denn dieses Weib erfreute sich als verheiratete Frau des geräumigen Namens Charlotte de Rocquefontaigneau-Printanierbrétonnais née Grêlematin.

„Ja, und jetzt kann ich auch deine jedenfalls ganz absichtlich verwischten Buchstaben in deiner Aufschrift auf diesem verwünschten Paket enträtseln und richtig deuten, Henry!

„Boucles de Charlotte“

lauteten sie ursprünglich, — als dich die Angst erfaßte, sie könnten mir doch einmal zu Gesicht kommen, und du die noch nasse Schrift möglichst unleserlich machtest. Locken von Charlotte bilden also das ‚kostbare Geschenk‘ bei deiner und unserer Pariser Abreise! Hier am Seitenrand hatte sich die teure Absenderin mit ihrer Karte breit gemacht. Wir wollen aber auch den kleinen Rest der Madame Charlotte Rocquefontaigneau-Printannierbrétonnais née Grêlematin ablösen und als vernichtendes Beweismittel hier behalten.“

Das geschah augenblicklich mit Hülfe eines starkbefeuchteten kleinen scharfen Messers. Triumphierend hielt die Generalin den Anfang der langen Karte mit dem unversehrten Namen „Charlotte“ in der Hand und versenkte ihn als ‚vernichtendes Beweismittel‘ in ihr Portemonnaie.

Natürlich hatte sie auch all die vorausgehenden schweren Worte nicht so zusammenhängend ausgerufen, wie sie hier vor den Augen des Lesers stehen, sondern in langen Unterbrechungen, stoßweise, von unzähligen Seufzern, Thränen und Klagerufen begleitet.

„Nun aber das Schlimmste, Furchtbarste, du Treuloser! Warum mutest du mir zu, dir dein „kostbares“ Kleinod, Charlottes Locken, gerade jetzt zu senden, und dorthin, wo du jeder Stunde dem Tod ins Auge schaust? Wahrscheinlich als vermeintlichen Talisman? — Ich weiß ja, wie abergläubisch Ihr Helden unter der Tricolore namentlich in dieser heidnischen östlichen Welt geworden seid! Mag sein, daß deine Götzendiener dir vorspiegeln, die Locken deines Götzen schützten dein Herz besser vor dem Giftpfeil und der Kugel der Feinde, als die Locken deiner armen Frau und Kinder. Wenn nur der alte, gute Gott droben ebenso denkt, Henry, und nicht seinen vergeltenden Strahl gerade auf das Herz lenkt, das sich mit dem Lockenhaar einer Kokette gefeit glaubt!“

„Mama, Mama, Barbet ist da und muß sogleich abreiten!“ riefen in diesem Augenblick die Kinder unweit der geschlossenen Thüre.

„Ich komme sofort, sagt es ihm,“ antwortete die unglückliche Frau, sich zusammenraffend.

Im Nu hatte sie das widerwärtige Packet in einen zweiten Umschlag gewickelt, verschnürt und mit ihrem kleinen Siegel verschlossen, das sie immer in der Tasche trug. Dann stürzte sie die Treppe abwärts und überreichte das Packet und den Schlüssel Barbet, der die Zügel seines frischen, ungeduldig stampfenden Rosses in der Hand hielt.

„Reitet glücklich, Barbet,“ sagte sie dabei freundlich „und meldet dem General, Eure Eile habe mir in der That nicht die Zeit zum Schreiben gelassen.“

„Und was kann ich dem Herrn General über das Befinden der gnädigen Herrschaft melden?“

„Meldet ihm, Barbet, das Ihr unsere Kinder recht munter und gesund gesehen hättet, und auch mich so wohl, wie das nach der Abforderung, Entdeckung und Sendung dieses, ‚kostbaren Geschenkes‘ nur möglich sei.“

„Das verstehe ich nicht, gnädigste Frau.“

„Ist auch nicht nötig, Barbet, nur bitte ich meine Worte genau auszurichten.“

Barbet wiederholte sie.

„Ja, genau so meldet sie, Barbet," sprach eindringlich die Generalin. Und nun Adieu und auf baldige Heimkehr mit allen den Unsern, die vor dem Feinde stehen!"

Barbet salutierte ehrerbietig, schwang sich aufs Roß und jagte davon, daß die Funken aus dem schwarzen Marmor der Straßenmitte stoben. Dabei aber wiederholte er wohl zwanzig Mal die rätselhaften Worte der Generalin, bis er sie dem Gedächtnis so fest eingeprägt hatte, daß er sie im Schlafe hätte hersagen können. Dann murmelte der ehrliche Bursche, mit einem scheuen Rückblick nach dem Generalshause, leise vor sich hin: „Sonderbar, sonderbar, daß die Frau ihrem Manne ein ‚kostbares Geschenk' nicht recht gönnt, das dieser haben wollte. Sie schien so eigentümlich aufgeregt. Ja, die großen Leute sind meist recht seltsam. Ich würde meinem Schatz mit Freuden das kostbarste schicken, das mein wäre."

Die beiden Kinder fanden ihre Mama heute auch „recht seltsam." Denn sie sprach beim Nachmittagskaffee kaum ein Wort zu den Kleinen, schien öfters sogar mit Thränen zu kämpfen, und sagte, als die Kinder zur Nachmittagschule sich verabschiedeten, statt des sonst üblichen: „Adieu, lernt brav, auf Wiedersehen!" erstaunlicher Weise sogar: „Arme Kinder!" und wandte ihr Antlitz dabei ab.

Marcel deutete die ungewöhnlichen Worte in seiner Weise und antwortete: „Ja, Mama, wir sind wirklich beklagenswerte Geschöpfe, daß wir am Nachmittag bei solcher Hitze noch zwei Stunden in die Schule müssen."

„Das meinte ich nicht, Marcel," entgegnete die Mutter, sich den Kindern wieder zuwendend und mit dem Tuch über die Augen fahrend. „Ich sagte arme Kinder wegen Papa — weil er so lange fern von Euch ist."

„Sei doch deshalb nicht traurig, liebes Mamachen!" rief Mimi, die Schultasche absetzend und die Mutter umarmend und küssend, „Papa schreibt ja, daß er bald wieder bei uns sein wird!"

„Ja — hoffen wirs!" preßte die Mutter in tiefer Bewegung heraus. „Also adieu, liebe Kinder, lernt brav, auf Wiedersehen!"

Die Kinder gingen. Mimi blickte dabei noch mehrmals besorgt nach der Mama zurück. Marcel aber schritt gesenkten Hauptes fürbaß. Denn seine schöne Hoffnung, daß die Mutter mit ihrer Klage „arme Kinder!" die reizende Aussicht auf einen schulfreien Nachmittag eröffne, war schon im grünsten Aufsprießen barbarisch geknickt worden. „Ja, die großen Leute sind meist recht seltsam!" dachte auch er, verstand aber unter den „Großen" etwas anderes, als Barbet einige Minuten zuvor in seinem Selbstgespräch.

Nach dem Abgang der Kinder sank die Generalin in einen Lehnstuhl und überließ sich den düstersten Gedanken und Ueberlegungen. Vor allem sann sie der peinvollen Frage nach, was sie nun thun solle?

„Das einfachste ist die Scheidung! ‚Divorçons!' rufen heute selbst unsere Bühnendichter mit der Inbrunst eines erlösenden Wortes, seidem wir in Frankreich die gesetzliche Ehetrennung haben!" rief sie ungestüm. Aber je länger sie dieser „einfachsten Lösung" ihrer Herzenspein nachsann, um so weniger einfach erschien sie ihr. Schon der Gedanke, daß sie einem Advokaten ihr schreckliches Geheimnis anvertrauen, daß alle Gerichtspersonen Kenntnis davon erhalten mußten, war ihr unerträglich. Und konnte sie dann — auch wenn sie das überwunden hätte — hier in Hanoi oder in Tongking überhaupt die Scheidung anhängig machen? Wenn aber nicht, dann nur in Paris, und dort würde dieser Prozeß der Hauptstadt für einige Wochen oder Monate den willkommensten Skandalstoff liefern und der gewissenlosen „Charlotte" natürlich die größte Schadenfreude bereiten. Und wie behaglich würde die der Regierung, jedem Krieg in Tonking und damit auch dem General feindliche Opposition der französischen Kammern und die gehässige Pariser Oppositionspresse diesen Familienskandal des ihr Verhaßten breittreten, ausbeuten und an die große Glocke hängen! Nein, das sollte und durfte nicht geschehen! Mit der Scheidung war es also rein nichts!

Bei der Verfolgung des Gedankens, was die Pariser Presse zu einem Scheidungsprozesse zwischen diesen Ehegatten sagen würde, fielen der Unglücklichen auch alle die tragischen Zeitungsberichte, die Trauerspiele und Romane ein, in denen gezeigt wurde, wie verratene Frauen das ihnen freventlich zugefügte Unrecht und Herzeleid zu vergelten und zu rächen wußten, ohne nach der Klinke der Ehescheidungs-Gesetzgebung zu greifen, einzig nach dem Rechte der Selbsthülfe und Notwehr handelnd.

Die sanftmütigsten dieser Frauen starben an gebrochenem Herzen oder an der Schwindsucht, mit einem letzten Fluche gegen den Ungetreuen auf den Lippen. Die Anhängerinnen des homöopathischen Verfahrens vergalten Gleiches mit Gleichem, Untreue mit Untreue, aber niemals in homöopathischer Verdünnung und Dosis. Die noch heißblütigeren aber töteten den untreuen Gatten und seine Geliebte, wenigstens ihn oder sie, oder schrieben einen furchtbaren Scheidebrief der Verwünschung und Verfluchung und stürzten sich dann allein oder mit ihren Kindern in den Tod, wobei auch schon ziemlich alle Todesarten erprobt waren: Ertränken in der Seine oder im Meer, Gift der verschiedensten Sorten, Erhängen, Erschießen, Einatmen von Kohlengas, Hineinstürzen in einen Vulkan oder Sichhinabstürzen von einem hohen Berge u. s. w.

Es war schwer, eine neue Art von Selbstmord zu ersinnen, der durch seine erschütternde Seltsamkeit die Augen der ganzen Kulturwelt auf die Schwere des Herzeleids hinlenken mußte, das die unglückliche Verratene in den Tod getrieben habe. Aber gerade die Generalin hätte einen solchen Tod wählen können. Drüben über dem Roten Flusse, außerhalb der Stadt, erhob sich nämlich die weit über hundert Jahre alte Festung, die einst französische Offiziere nach dem System Vaubans für den Herrscher von Anam erbaut hatten, und die eine kleine Stadt für sich war, da sie einen Tempel, Wohnungen der Mandarinen, Geschäftsräume, Vorratsspeicher und Kasernen für die Verwaltung und Besatzung, ein Arsenal, eine Schatzkammer u. s. w. enthielt. Der General hatte die Gattin in allen diesen Räumen herumgeführt und ihr dabei auch gezeigt, wie jeder einzelne Teil der ganzen weitläufigen Anlage im Notfall zur sofortigen Sprengung vorgerichtet sei. Sie verwahrte die Schlüssel zu dem verlassenen Tempel und brauchte nur eine Lunte in Brand zu setzen und auf die Zinne zu steigen, um mit diesem Bauwerk in die Luft zu fliegen.

Einige Augenblicke lang erschien ihr dieser Tod, wie zuvor die Scheidung, in der That als die einfachste Lösung des Trauerspiels, das die Schuld ihres Gatten geschaffen hatte. Aber ihr frommer Sinn und heller französischer Verstand waren doch selbst in dieser Stunde der Verzweiflung kräftig genug, um auch diesen Gedanken als ein höllisches Trugbild erkennen zu lassen.

„Wie könnte es Gott gefallen, daß ich mein Leben opferte, weil mein Gatte in schuldvollem Leichtsinn mir die Treue gebrochen hat? Die Dichter lassen ihre Stücke und Romane so verlaufen, um am Schlusse zu zeigen, wie nur der freiwillige Tod der schuldlosen Heldinnen ihre Bösewichter von Männern aus der Hölle ihrer Sünden und Laster zu erlösen und mit der überwältigenden Erkenntnis ihrer Schuld zu durchdringen vermochte. Aber bin ich nach der furchtbaren Enthüllung und Erfahrung von heute sicher, daß selbst mein Tod diese Wirkung auf meinen Mann üben würde? Sollte Gott nicht bessere Wege zu diesem Ziele kennen und anbahnen — und darf ich ihm vorgreifen?

„Und dann die Menschen? Würden sie nicht sagen: nur das Bewußtsein schwerster eigener Schuld müsse mich aus dem Leben getrieben haben? — Und ich wäre dann stumm für immer, könnte keine dieser falschen Anklagen in ihr Nichts zurückschleudern! Charlotte aber würde sie nimmermüde weitertragen!

„Endlich und vor allem aber: meine lieben, guten Kinder! Wie könnte ich ihnen den Schmerz anthun, freiwillig auf immer von ihnen zu scheiden! Und was würde aus ihnen werden, wenn sie hinfort nur ihren Vater zum Erzieher und Bildner ihrer Sitten, ihres Herzens, Gemütes und Charakters hätten? Nein, auch das darf ich nicht thun, ich darf mich nicht selbst töten, — keinesfalls, es wäre ein größerer Frevel als selbst der von Henry! —

„So bleibt denn nur das eine: die Entdeckung dieses Tages hat uns, ihn und mich, thatsächlich geschieden. Wie eine geschiedene und verstoßene Frau also werde ich Henry bei seiner Wiederkehr empfangen und behandeln, bis er sein Unrecht aufrichtig bereut und vollständig gesühnt hat. Erst dann kann ich ihn wieder achten und lieben. O möge Gott helfen, daß dieser Tag bald komme!"

Zunächst freilich kamen die Kinder. Aus ihrem Zimmer ertönten ihre verlangend rufenden Stimmchen: „Mama, Mama, wir sind wieder da, wo bist du denn nur?"

Sollte die Unglückliche wirklich zwei Stunden in ihrem Schmerz vergrübelt haben? Ein Blick auf die Uhr bejahte die Frage, und eilig durchmaß die Mutter die Räume, um sich mit ihren Lieblingen wieder zu vereinigen. Es dünkte sie, ein Wunder sei geschehen, daß sie noch einmal die Kinder in die Arme schließen und noch fernerhin bei ihnen verweilen könne — die Rückkehr aus den Schatten des Todes, die ihr Haupt und Sinne schon umdunkelt hatten — ein Wunder so geheimnisvoll groß und erhaben, wie nur irgend eines der heiligen Schrift!

Dieser glückseligen Empfindung entsprach auch das jubelnde Ungestüm, mit dem sie die Kinder beim Wiedersehen begrüßte, an sich riß, umarmte und küßte. Die Kleinen waren sehr erfreut über den zärtlichen Empfang, aber doch auch überrascht. Und Mimi fragte etwas bange: „Was ist geschehen, Mamachen, daß du so traurig warst, als wir gingen und jetzt so freudig bist?"

„Ach, ich hatte große, große Schmerzen hier, Mimi," erwiderte sie, auf das Herz deutend, „und nun bin ich so glücklich, daß mir wieder wohl ist!"

„Soll unser Diener nicht einen Arzt holen, Mama?" fragte Mimi besorgt weiter.

„Nein, keinesfalls, mir ist wieder ganz wohl."

„Ja, Mama, das kommt davon, daß du uns so selten spazieren führst," stellte Marcel mahnend vor.

„Da kannst du recht haben, mein Junge, gleich nach dem Abendbrot wollen wir spazieren gehen."

„Schön, Mama, nach der alten Burg jenseits des Flusses und der Stadt, auf die Zinne von dem alten Tempel. Da sieht man bis — bis in den Himmel!"

Der Mutter grauste bei diesen Worten, aber sie ließ sich nichts merken. „Nein, Marcel, der Weg ist zu heiß dorthin, wir gehen in den Palmenwald am Songka bis zu den Hügeln," entschied sie, und die Kinder stimmten fröhlich bei.

Während die Mutter dann mit der Dienerin den Abendtisch richtete, hörte sie Marcel sagen: „Mimi, hat Euch Eure Lehrerin auch schon vom ‚Ahnenkultus' der Anamiten erzählt, wie unser Lehrer uns heute?"

„Nein, Marcel, was ist damit?"

„Ja, das verstehen offenbar nur wir Jungens. Aber ich will es dir erklären. Siehst du, die Anamiten haben gar keinen Gott nicht, sondern verehren blos Vater und Mutter, Großvater und Großmutter und so weiter rückwärts gezählt bis zu den Puppen. Ich finde das recht nett. Und wir verehren auch Vater und Mutter —"

„Aber doch anders als den lieben Gott, Marcel!"

„Ja, gewiß, denn Gott sehen wir nicht, der ist viel weiter weg, als der Papa, aber den Papa verehre ich, auch wenn er fern ist, — nicht wahr, ich darf den Papa verehren, Mama?"

Die Mutter hatte diese Frage bei der Wendung des kindlichen Gespräches schon erwartet und dabei innerlich geseufzt: „Ei, wird mir der Junge die Sache noch schwer machen;" Der Dienerin aber hatte sie rasch zugerufen: „Ich muß zu der Köchin, nach den Omelettes sehen!" und war in die Küche entschlüpft, so daß Marcel zunächst keine Antwort auf seine Frage erhielt.

Es fiel ihm sehr auf, daß auch in den folgenden Tagen und Wochen gar manche Frage, die er bezüglich des Papas an die Mutter richtete, mit Nichtwissen, ausweichend oder gar nicht beantwortet wurde. „Seltsam, die Anamiten würden das besser wissen", rief oder dachte dann der kleine Grübler mehr als einmal.

Am Ende der zweiten Woche aber trug Barbet eine große Freudenbotschaft in die Stadt: die Schwarzflaggen waren, ohne weitere erhebliche Verluste der Franzosen, vollständig vernichtet und abgethan, und der General wollte mit den Truppen drei Tage nach Ankunft des Boten in Hanoi einrücken. An die Gattin des Siegers konnte Barbet diesmal nur folgendes Billet abgeben, das sie ganz für sich las:

„Theure Amélie! Hoffentlich finde ich dich wohler, als du nach deiner durch Barbet mir ausgerichteten letzten mündlichen Botschaft und nach der Schilderung seines letzten Verweilens bei Euch gewesen zu sein scheinst. Das durch Barbet gesandte Paket hat mir, meinem Stabe und noch manchem andern Offizier große Dienste geleistet. In fünf Tagen von heute, — in dreien nach Barbets Ankunft dort — sehen wir uns wieder. Einstweilen tausend Grüße und Küsse dir und den Kindern von deinem treuen Henry."

Die Unglückliche schleuderte das Billet mit dem Ausdruck zorniger Verachtung von sich und rief leidenschaftlich: „So, ‚meinen treuen Henry' wagst du dich nach allem, was geschehen ist, immer noch zu nennen? Und da du ahnst, daß ich mindestens Verdacht schöpfe, suchst du diesen durch das alberne Märchen zu beseitigen, du habest die Locken Charlottes brüderlich mit deinem Stabe und manchem andern Offizier geteilt, und sie hätten Euch allen ‚große Dienste' geleistet! Ei, mögen die sich um den Talisman, die schönen Locken, gerissen haben! Wahrlich, man könnte über Euch lachen, wenn es nicht so traurig wäre!"

Die Kinder fanden, ihre Mama werde in den nun folgenden Tagen immer finsterer und wortkarger, statt immer fröhlicher, wie die Kinder selbst. Namentlich schien der Kinder stetes Gespräch von Papas nun immer baldigerer Rückkehr die Mutter förmlich nervös zu machen. Die Kinder, besonders Mimi, wunderten sich daher gar nicht, als Mama am dritten Tage nach Barbets Ankunft erklärte, sie habe furchtbare Migraine, müsse liegen, könne den heute zu erwartenden Einzug Papas an der Spitze seiner Truppen nicht mit ansehen, und werde ihr Bett im Fremdenzimmer aufschlagen lassen, da dieses bei seiner Lage nach dem Hausgarten ruhiger sei, als das nach der Straße gelegene Schlafzimmer.

Der Tag neigte sich schon zum Abend hin, als rauschende Militärmusik und Trommelklang den Einmarsch der siegreichen Truppen verkündeten, und nun zogen sie durch die reichbeflaggte und mit bunten Kränzen und grünen Laubgewinden geschmückte Stadt, unter lauten Jubel- und Willkommenrufen der ganzen, auch der einheimischen Bevölkerung. Denn auch diese sah in der Vernichtung der räuberischen Schwarzflaggen eine Erlösung.

Der General erblickte mit strahlender Freude beim Vorüberreiten in seinem Hause die jubelnden Gesichter und wehenden Tücher seiner Kinder und grüßte glückselig hinauf. Sein Antlitz verdüsterte sich aber sofort, als er vergeblich die Gattin an einem der Straßenfenster suchte.

Vor dem Gebäude des Oberresidenten angelangt, vollzog er mit thunlichster Eile die Begrüßung dieses höchsten Beamten und der versammelten Behörden, dann die Entlassung seiner Soldaten und erfuhr von dem seiner harrenden Barbet, daß die Gattin an heftiger Migraine im Fremdenzimmer darniederliege. Er ließ sich sofort seinen Handkoffer reichen, entnahm diesem die für die Kinder mitgebrachten Geschenke und das Paket, das Barbet ihm einige Wochen zuvor aus Hanoi gebracht hatte und das noch genau in denselben Umhüllungen ruhte, wie damals, wenn auch die Verschnürungen zerschnitten waren, und übergab es Barbet mit dem Befehl: damit im Hausgarten zu warten, bis der General aus dem Fremdenzimmer im zweiten Stockwerk mit der Hand winken werde. Dann solle Barbet mit dem Paket bis an die Treppe des Vorflurs zum Fremdenzimmer kommen, aber zur Schonung der Generalin ganz leise auf den Teppichbelag der Treppe auftreten und dort warten, bis er gerufen werde.

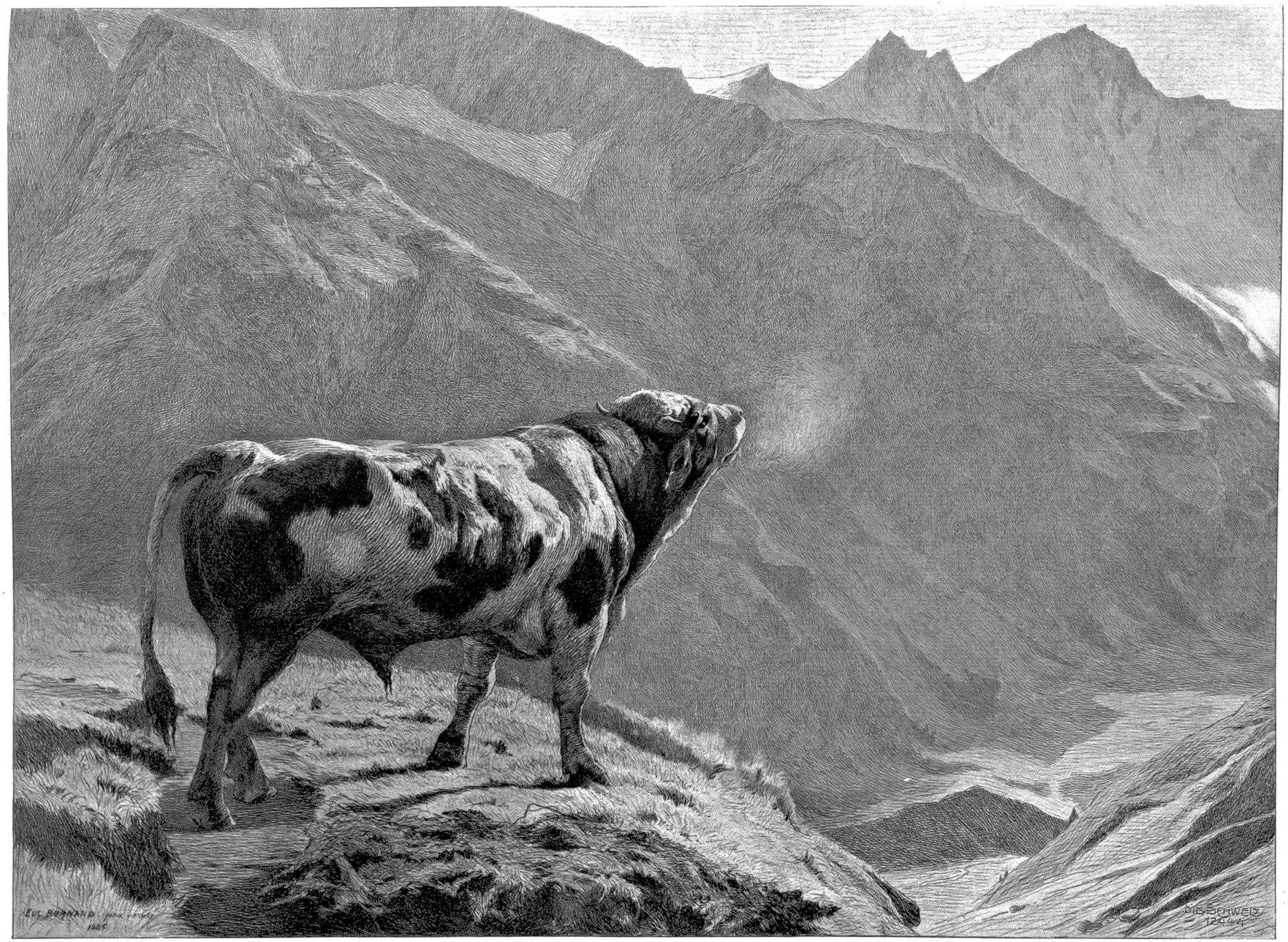
Vor dem Hause schon traf der glücklich heimgekehrte Vater seine jubelnden Kinder, umarmte und küßte sie herzlich und überreichte ihnen die schönen mitgebrachten Geschenke, bat sie aber dann, im Kinderzimmer zu verweilen, bis er von der armen kranken Mama zurück sei, was bald geschehen werde. Dann begrüßte er noch freundlich das in der Thoreinfahrt versammelte Hausgesinde, ließ sein Roß versorgen und schritt nun leise, eilig und kummervoll der Thür des Fremdenzimmers entgegen.

„Amélie!" rief er in zärtlicher Sorge, ehe er öffnete.

Keine Antwort. Jetzt öffnete und schloß er die Thüre und blickte in dem durch die herabgelassenen grünen Holzrolläden verdunkelten Raum umher.

Des Zimmers einziges Bett, in dem sein Auge die Gattin gesucht hatte, war leer.

(Schluß folgt).



Der Stier.

Radierung von Eugen Burnand, Moudon.